

## **„Früher war auch die Zukunft besser“**

**Vor hundert Jahren starb Jules Verne – seither hat sich die Utopie grundlegend gewandelt**

*Von Hans-Georg Soldat*

Es ist natürlich Zufall, aber von beträchtlicher Symbolkraft, dass genau eine Woche vor Jules Vernes Tod am 24. März 1905 Albert Einstein die erste seiner fünf berühmten Arbeiten für die „Annalen der Physik“ fertig stellte. Anzunehmen ist, dass der Erfinder der naturwissenschaftlichen Phantastik wenig mit einem Denkansatz hätte anfangen können, der schließlich zur Folgerung führte, Licht sei gleichzeitig sowohl Welle wie Teilchen. Das nämlich war die Konsequenz aus jenem Aufsatz Einsteins mit dem unscheinbaren Titel „Über einen die Erzeugung und Verwandlung des Lichtes betreffenden heuristischen Gesichtspunkt“ für den er 1921 den Nobelpreis bekam.

In der Tat trennen Jules Verne und Albert Einstein mehr als utopische Welten – obwohl der wuschelköpfige Schöpfer der Relativitätstheorie als Figur recht gut in das Oeuvre des fleißigen Franzosen gepasst hätte. Man kann es für 45 Euro dank der rührigen Leute von Directmedia in Berlin überprüfen, die alle 98 Bände der so genannten Prachtausgabe des Wiener Hartleben Verlags (erschieden zwischen 1874 und 1910 unter dem Titel „Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen von Julius Verne“ – man beachte die Eindeutschung des Vornamens) mitsamt den Illustrationen des französischen Originals jetzt als Band 105 in ihrer Digitalen Bibliothek auf CD herausbrachten. Diese CD enthält auch die weniger bekannten Werke, die nicht bei Hartleben erschienen, dazu Essays, zeitgenössische Rezensionen, Stellungnahmen heutiger Autoren, eine Zeittafel und ein bibliographisches Register. Eine vorbildliche, editorisch ungemein verdienstvolle Ausgabe.

Man mag es bei der Wiederbegegnung erst einmal gar nicht glauben, dass Jules Verne nicht nur ein eminent einflussreicher, sondern auch

der wahrscheinlich meistgelesene Autor seiner Zeit war, der erste wirklich globale Schriftsteller, dessen Werk in alle Weltssprachen übersetzt wurde (und der immer noch Liebhaber weltweit hat). Einzelheiten seines unverhüllt deutschfeindlichen Romans „Die fünfhundert Millionen der Begum“ (entstanden 1878, veröffentlicht 1881), der auf der Grundlage eines Manuskriptes von Paschal Grousset entstand, könnten sogar in Tolkiens Werk eingeflossen sein. Die „Stahlstadt“ des finsternen deutschen Professors Schultze etwa wirkt wie eine Vorlage zu Sarumans Reich im „Herrn der Ringe“. Insgesamt jedoch muten heute die meisten seiner Bücher – obwohl von der Handlung her unverändert interessant – schlicht veraltet an, was nicht nur an der klischeehaften Figurenzeichnung und den altfränkischen Übersetzungen aus dem Ausgang des 19. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts liegt – sie sind in einem anderen Geist entstanden, atmen eine andere Mentalität.

Freilich ist das etwas ungerecht. Man macht sich dabei viel zu wenig klar, wie neu seine Bücher in ihrer Entstehungszeit waren. Als er mit 35 Jahren, 1863, den ersten seiner großen Romane veröffentlichte, „Fünf Wochen im Ballon“, war die Einbeziehung penibel recherchierter naturwissenschaftlicher Erkenntnisse in eine spannende Handlung geradezu revolutionär. Ein Hauch von Ketzertum umwehte solche Verknüpfung, Naturwissenschaft bedeutete Evolution, Entwicklung – und immerhin achtete die Obrigkeit noch darauf, ob nicht die gottgewollte, unveränderliche Ordnung in Wort und Schrift infrage gestellt würde. Es gab daher damals auch – von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, etwa Julius von Voß' Theaterstück „Berlin im Jahre 1924“ – keine „Zukunfts“-romane im heutigen Sinn, die gesellschaftliche Veränderungen formuliert hätten. Daher die Fülle „phantastischer Reisen“ in ferne Länder, deren gesellschaftlicher Zuschnitt zwar anders, zum Teil sogar „sozialistisch“ wirken konnte, die aber keinen offenen Bezug zur Wirklichkeit des damaligen Europa hatten. Die Reisenden, und darauf kam es damals an, waren brave Untertanen ihrer jeweiligen Majestät und taten alles, den Ruhm ihres Vaterlandes zu mehren. Wobei den Autoren zupass kam, dass es noch viele weiße Flecken auf der Erde gab und dass die Welt der Planeten, des Mondes und der Sonne weitgehend unerforscht war. Tummelplatz uferloser Phantasien.

Fremd ist uns heute auch der Fortschrittsglaube, das Überwiegen von Utopien im Sinne Platons und Thomas Morus im Gegensatz zu den aktuellen Dystopien, den Anti-Utopien, den Warnszenarien wie Orwells „1984“ oder Huxleys „Schöne neue Welt“. Jules Verne freilich muss 1871 in seinem Roman „Eine schwimmende Stadt“ eine düstere Anwendung beschließen haben. Bei einem Besuch der Niagarafälle meint der berichtende Held zu einem mitfahrenden Ingenieur: „Ist das schön!’ sagte ich ihm, ‚wie ist das bewunderungswürdig!’ – ‚Ja‘, antwortete er, ‚aber welche mechanische Kraft wird da vergeudet, und was für eine Mühle ließe sich mit einem derartigen Fall in Gang setzen!’ – Niemals in meinem Leben spürte ich eine unbändigere Lust, einen Ingenieur ins Wasser zu werfen!“

Das Überwiegen von Dystopien in der Gegenwart lässt allerdings einen Umkehrschluss zu, der einen bedenklich stimmen kann. So wie jede Literatur, auch die triviale, ist Science Fiction Seismograph für die Wünsche und Ängste der Menschen. Das Überwiegen von Anti-Utopien deutet auf einen tiefgehenden Pessimismus hin, der unterdessen direkt auf das politische Leben wirkt. Niemals zuvor gab es so viele Bedenkensträger wie heute, ist die Skepsis gegenüber allen Reformen so ausgeprägt wie jetzt. Das Wissen um die Komplexität der Probleme lähmt die Lust, sie zu lösen – es könnte ja noch schlimmer kommen. Die Abwesenheit von Utopien, von Wunschträumen, signalisiert eine grundlegende Schwäche. Als wären mit dem Untergang des so genannten sozialistischen Lagers auch die Träume von beispielsweise Frieden, sozialer Gerechtigkeit und allgemeiner Sicherheit unmodern geworden, greift eine geradezu panische Angst vor positiven Erwartungen um sich. Die Politik spricht da noch zurückhaltend vom „Mangel an Visionen“. Es ist jedoch ernsthaft zu fragen, ob Träume nicht mehr möglich sind, nur weil Lenin einmal ihr Loblied gesungen hat. Etwas mehr Selbstbewusstsein möchte man uns allen doch wünschen.

Auch die Helden haben sich im Laufe der letzten 150 Jahre gewandelt. Während es noch zu Jules Vernes Zeiten durchaus realistisch war, sie sich als skurrile Einzelgänger – als sprichwörtlichen zerstreuten Professor – vorzustellen, wurde im Laufe des 20. Jahrhunderts dieses Klischee zunehmend obsolet. Es gab einfach keine Erfinder mehr, die

wie Röntgen, Marie Curie, Charles Babbage (der Großvater des Computers) als genialische, exzentrische Außenseiter den Lauf der Welt verändern konnten. Nicola Tesla und Alan Turing waren vielleicht die letzten dieser Einzelkämpfer – abgesehen von Theoretikern wie Einstein oder anderen, die freilich ebenfalls mehr und mehr auf die Zusammenarbeit mit Kollegen angewiesen sind.

Das schließt allerdings nicht aus, dass begnadete Wissenschaftler (und ihr Widerpart, der „verrückte Wissenschaftler“) in einer bestimmten Art der Science Fiction bis fast in die Gegenwart hinein eine zunehmend sinistre Rolle spielen. Es ist bemerkenswert, dass sie in Deutschland – vom Kaiserreich bis nach dem zweiten Weltkrieg – gehäuft zu finden sind: Führerfiguren, deren Supermann-Qualitäten oft im Dienste eines kruden Nationalismus stehen. Perry Rhodan ist wohl das bekannteste Beispiel aus der Nachkriegszeit. Verblüffenderweise findet man solche Gestalten sogar bei Autoren, die, wie etwa Rudolf H. Daumann, während des zweiten Weltkrieges aktiv im Widerstand gegen Hitler tätig waren. Sein Erstling „Dünn wie eine Eierschale“, 1937 im Schützen-Verlag erschienen (der 1943 auch die Rechte der Hartleben-Ausgabe von Jules Verne erwarb), huldigt ihnen ebenso wie sein Zukunftsroman „Protuberanzen“, der zeitgemäß gegen die amerikanischen und britischen Plutokraten wettet. Interessanterweise brachte die DDR, in der Daumann schließlich bis zu seinem Tode lebte, einige seiner Bücher neu heraus. Vielleicht war sogar sein gemäßigt sozialkritischer „Privatdetektiv der oberen Zehntausend“ p. Haller – sein Markenzeichen ist das kleine „p.“ – Blaupause für einen der populärsten Science-Fiction-Helden der ehemaligen DDR, Gert Prokops bizarren, zwergenhaften Detektiv Timothy Truckle. Nebenbei: Dieses heroische Heldenbild paart sich meist mit einem Frauenbild, das nur als zutiefst reaktionär bezeichnet werden kann.

Dies alles sind freilich Teilaspekte. Die deutsche Literaturwissenschaft hat leider – im Gegensatz zur französischen oder angelsächsischen – die Geschichte des Zukunftsromans, der phantastischen Literatur und der Utopie sträflich vernachlässigt. Sie galt (und gilt weitgehend noch heute, bedauerlicherweise durchaus nicht zu Unrecht) als Teil der Trivialliteratur, der bestenfalls kulturgeschichtliches, sozio-

logisches Interesse zukommt. Das macht es schwer, die durchaus aufschlussreiche und faszinierende Geschichte der deutschen Science Fiction zu verfolgen. Fragt man einmal herum, welche Namen einem zu diesem Thema einfallen, kommt von Jüngeren, falls ihnen überhaupt ein deutscher Autor einfällt, meist Andreas Eschbach („Das Jesus Video“), Oliver Henkel („Kaisertag“) oder Frank Schätzing („Der Schwarm“). Ältere nennen vielleicht Bernhard Kellermann („Der Tunnel“), Herbert W. Franke („Das Gedankennetz“), Hans Dominik („Die Macht der Drei“), den schon erwähnten Rudolf H. Daumann oder, wenn es hoch kommt, Kurd Laßwitz (1848–1910; „Auf zwei Planeten“) und Friedrich Wilhelm Mader (1866–1947; „Wunderwelten“) – doch wo bleiben die Verweise auf Berta von Suttner, August von Kotzebue, E.T.A. Hofmann, auf die Romantiker allgemein, auf Alfred Döblin oder Carl Amery? Sie alle haben zum Teil bemerkenswerte utopische Entwürfe verfasst, die allerdings im weiten Feld der hohen Literatur gehegt werden, dort aber eher auf Verlegenheit und Unverständnis stoßen.

Nicht nur die Helden und ihre Motive haben sich seit Jules Verne verändert, mindestens ebenso dramatisch ist die Wandlung der Weltbeschreibung. Das meint nicht die Weitung des Horizontes in geographischer Hinsicht – die selbstverständliche Einbeziehung des Weltraums etwa –, sondern den Paradigmenwechsel, der in der Beschreibung von Natur und Umwelt eingetreten ist. Für Jules Verne und seine geistigen Nachfolger war Natur etwas potentiell Feindliches, außerdem Rohstoffquelle, vor allem etwas, das durch Menschenwerk ersetzt und verbessert werden kann – künstliches Essen in Tablettenform, Überdachung und Heizung von Städten, individuelle Möglichkeiten des Transports mittels Mini-Hubschrauber usw. Hier wirkt noch völlig naiv das biblische „Macht Euch die Erde untertan ...“; Natur-Katastrophen sind demzufolge „Schicksal“, „Fügung“, „Wille Gottes“ (oder, in der Antike, der Götter). Herodot beispielsweise führt den Tsunami, den er im 8. Buch seiner Historien schildert („... trat eine Ebbe ein, bei der das Meer besonders weit zurückwich und die lange Zeit andauerte. ... kam das Meer mit einer Flutwelle zurück, so hoch wie noch niemals zuvor, sagen die Einheimischen ...“), und dem Teile des persischen

Heeres zum Opfer fallen – der wohl erste ernsthafte Bericht über solch ein Ereignis – völlig selbstverständlich auf das Einwirken des gekränkten Poseidon zurück. Diese Betrachtungsweise änderte sich nur ganz allmählich. Erst während der technischen Revolution und dann mit Macht in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts wurde man nachdenklicher. Jetzt kam das Schlagwort von der „Hybris des Menschen“ auf, gegen die sich die Natur vehement zur Wehr setzt. Noch heute ist es in weiten Kreisen im Schwange.

Seit den achtziger Jahren hat sich die Wahrnehmung ein weiteres Mal gewandelt – nun wird die Umwelt, die Natur, zunehmend als Opfer des Menschen gesehen. Dass die Tsunami-Katastrophe solche fürchterlichen Ausmaße annehmen konnte, wird jetzt auch, eher kühl-bürokratisch, darauf zurückgeführt, dass Menschen selbst Schuld an ihrem Tod tragen: Keine Warnungen beachtet, ungenügende Schutzmaßnahmen, leichtsinnige Strandbebauungen. Nur einige Fundamentalisten sehen darin noch eine Strafe Gottes, Schicksal oder Bestimmung. Die Diskussionen um den Rückbau von Deichen ist ein anderes Beispiel – der Mensch ist selbst an Katastrophen schuld, wenn er die Natur vergewaltigt, sie zum Opfer macht, einen Fluss in ein Bett zwingt, das geradezu Überschwemmungen provoziert. Doch während diese Sichtweise erst ganz allmählich die breite Öffentlichkeit erreicht, ist sie in der Science Fiction auch (oder gerade) in Deutschland schon lange gang und gäbe.

Was also? Ein wenig breitet sich Ratlosigkeit aus. Und wenn man den Romanen der Science Fiction trauen darf, wird sie sich sogar noch verstärken. Sollte man also Karl Valentin zustimmen, der einmal den Stoßseufzer tat: „Früher war auch die Zukunft besser“? Wahrscheinlich dürfte die Antwort je nach Temperament verschieden sein – einfacher, siehe Jules Verne, sah sie bestimmt aus. Doch leider ist auch das kein Kriterium für heute.